Überweltliche Klänge

Bryce Dessner gilt vielen als Inbegriff des Indie-Musikers. Seit einiger Zeit beschäftigt den „The National"-Gitarristen aber vor allem klassische Musik.

Von Meredith Haaf



Gastkomponist: Der Musiker Bryce Dessner im Konzerthaus Berlin. FOTO: FRIEDRICH BUNGERT

Manche Menschen haben diese eine „Was wäre gewesen, wenn"-Person, mit der es aus dem ein oder anderen Grund nichts wurde. Andere haben ein „Was wäre gewesen, wenn"-Instrument. Wie wäre mein musikalisches Leben heute, hätte ich Trompete gelernt statt Oboe; Orgel statt Keyboard? Es gibt dazu keine belastbaren Umfragen, aber anekdotische Evidenz deutet darauf hin, dass das Violoncello zu den Top-„Was wäre, wenn"-Instrumenten zählt.

Bryce Dessner, 1976 geboren und aufgewachsen in Cincinnati, Ohio, ist einer der derzeit aufregendsten Komponisten zeitgenössischer Klassik. Er wird mit Philipp Glass verglichen, bei dem er gelernt hat. Seine Filmmusik ist oscarnominiert, seine Stücke werden von internationalen Star-Interpreten gespielt. Nicht zuletzt ist er Leadgitarrist bei *The National*, einer weltweit hingebungsvoll geliebten Indie-Rock-Band, die zu den wichtigsten der vergangenen Jahrzehnte zählt. Und er hat in seinem Leben einige Instrumente gemeistert: diverse Flöten, Klavier und vor allem Gitarre, die er an der Ostküsten-Elite-Universität Yale studiert hat. Aber was wäre gewesen, hätte er Cello gelernt?

Die Kompositionen zeigen: Das Cello ist sein Lieblingsinstrument

„Ich wünschte, ich hätte, es ist mein Lieblingsinstrument", sagt er und erklärt auch gerne sofort, warum: „Das Cello hat eine Menge Obertöne, die man mit verschiedenen Streichtechniken aus ihm herausholen kann. Die Physis dieses Instruments ist für mich unendlich faszinierend und wunderbar." Wer Dessners Musik kennt, insbesondere seine Kammermusik für Streicher, hätte es ahnen können: Jedes Instrument kommt bei ihm zu seinem Recht. Aber keines wird ganz so geehrt und umworben wie das Cello.

Es ist ein sehr warmer Vormittag Ende Juni in Berlin, und Dessner sitzt im Innenhof des Hotel Michelberger an der Spree. Er hat kalte Getränke organisiert und dann noch einmal einen neuen Tisch gesucht mit weniger Hintergrundgeräuschen, damit das Gespräch ungestörter stattfinden kann. Er sitzt nicht lange, da tritt schon ein netter, aufgeregter Mensch an den Tisch, „Excuse me", und fragt. Ob er etwa …? „I'm a Dessner", sagt Dessner, und fügt noch hilfsbereit „Bryce" hinzu. Er weiß schon, dass ihn selbst die Fans kaum unterscheiden können von seinem Zwilling Aaron, ebenfalls bei The National, ebenfalls begnadeter Musiker und Songwriter, zum Beispiel für Taylor Swift.

Der Mann, „huge fan", bedankt sich für alles, was The National je getan haben, und entfernt sich gleich wieder höflich. Bryce und Aaron Dessner, das sind Namen, die in der Popwelt zusammengehören. Spätestens seit The National in den 2010er-Jahren den großen Durchbruch schafften, mit ihrer Musik, in die sich vor allem solche Menschen rettungslos verlieben, die im Zweifel immer lieber lesen würden. Mit ihrer ruhigen Präsenz und eisern kompetenten Bühnendisziplin bilden die beiden, gemeinsam mit den Brüdern Scott und Bryan Devendorf, das Gerüst für den oft etwas geladenen Sänger Matt Berninger.

Bis heute arbeiten die Dessners eng zusammen, nicht nur in ihrer Band, sondern auch als Producer, Songwriter oder in Nebenprojekten. Trotzdem haben die vergangenen Jahre – seit 2022 gab es kein neues Studioalbum mehr von The National – die beiden an eine Weggabelung gebracht. „Wir sind immer noch eine Band, und wir werden auch wieder zusammen Musik machen, und wir arbeiten gerade auch an ein paar Sachen", sagt Bryce Dessner, „aber nicht absichtsvoll." Alle Mitglieder sind mit eigenen Projekten beschäftigt. Dessner etwa hat am Abend zuvor erst unter dem Programmtitel „Bryce Dessners Universum" sieben Celli auf die Bühne im Berliner Konzerthaus gebracht. Sechs Cellisten des Konzerthauses haben gemeinsam mit der russischen Solistin und Ausnahmemusikerin Anastasia Kobekina sein Stück „Towards the Forest" gespielt, ein dunkles, spannungsreiches Ensemblestück mit einem Kronendach aus sämtlichen Obertönen, die man sich nur vorstellen kann: „Dieses Stück klingt keine zwei Mal gleich", sagt er, jeder Cellist bringe seine eigene Geschichte mit: „Meine Aufgabe als Komponist ist es, ihnen die Freiräume zu schaffen, damit diese Geschichten ihren Ausdruck finden."

In diesen Tagen endet Dessners Zeit als „Composer in Residence", als Gastkomponist also des Konzerthauses Berlin. Über die gesamte Saison hat er dem Publikum knapp ein Dutzend Programmabende beschert, und auch hier wurde der Gast wie selbstverständlich zum Gastgeber; zu einem, der dafür sorgt, dass es gut wird, der die Verantwortung übernimmt und dabei alle anderen zur Geltung kommen lässt. Der Konzertsaal, sagt er, werde gerade in dieser Krisen- und KI-befleckten Zeit zu einer Art sakralem, geschützten Raum – und Institutionen wie das Konzerthaus müssten diese Räume auch für neue, andere Stimmen offen halten.

Unter der künstlerischen Leitung von Joana Mallwitz gelingt das im Haus am Gendarmenmarkt auch ziemlich gut. In Berlin ist es ein beliebter Anziehungspunkt für ein jüngeres Publikum, ein Zentrum für neue, publikumswirksame Formen und ein dynamisches Programm. Für die aktuelle Saison holte sich das Konzerthaus gleich zwei Gäste, die in den vergangenen Jahren viel dafür getan haben, einem jüngeren, popaffinen Publikum die klassischen Formen nahezubringen: die Münchner Pianistin Alice Sara Ott. Und eben Dessner, den viele vor allem als Indie-Rock-Musiker kennen.

Dessners Musik stellt hohe Anforderungen an die Solisten

Zwei Solokonzerte sind hier entstanden: Ein Klavierkonzert für Alice Sara Ott feierte im Winter Uraufführung. Und jetzt, Ende Juni, spielt Anastasia Kobekina die Premiere von „Trembling Earth", einem rauen, wilden Konzert für Cello und Orchester, von dem Dessner zugibt, dass es „an der Grenze zur Spielbarkeit" liegt. Es ist ebenfalls als Auftragswerk entstanden für Kobekina: „Wenn Anastasia das Konzert spielt, dann ist das nicht mehr ‚meine Musik'. Das ist dann vollständig in ihren Händen." Über Solistinnen wie Ott oder Kobekina, aber auch über die Orchester, mit denen er arbeitet, spricht Dessner nicht wie über Dienstleisterinnen, sondern über Kolleginnen, die ihm fachlich völlig überlegen sind und deren Anregungen er dankend entgegennimmt. Trotzdem müssen die Hände, die Dessner spielen, schon hohen Ansprüchen genügen.

Zu hören ist das etwa an einem Abend Ende Mai, an dem Dessner selbst gar nicht in Berlin ist, aber das „Quatuor Zaïde" einen Abend mit seiner Musik gestaltet. Das Streichquartett, bestehend aus vier unglaublich guten Französinnen, spielt Dessner, Fanny Mendelssohn und Beethoven. Ist natürlich Geschmackssache, aber der Beethoven ist an diesem Abend der am wenigsten interessante Teil. Technisch jedenfalls ist er kaum der anspruchsvollste: In „Impermanénce" von Dessner entstehen geradezu überweltliche Klänge, immer wieder geleitet, getrieben und umwogt vom Cello. Und in „Aheym" (jiddisch für „Heimwärts"), das beim Hören zu einer Art zehnminütigen Diaspora-Erfahrung wird (Dessner schrieb es für seine jüdisch-polnische Großmutter), müssen die Streicherinnen in kontrapunktischen und teilweise extrem arhythmischen Passagen zueinanderfinden.

Anspannung und Öffnung, Emotionalität und Bewegung charakterisieren Dessners Stücke – und das erfordert teilweise Hochleistungssport auf dem Griffbrett. „Ich mag es schon, Herausforderungen für sehr virtuose Musiker zu schreiben", räumt Dessner ein, aber auch, dass er es zu Beginn seiner Kompositionskarriere eventuell mitunter übertrieben habe. „Es gibt auch Stücke von Komponisten, deren Namen ich nicht nenne, die sind im Schwierigkeitsgrad nahe an der Körperverletzung", so etwas wolle er nicht schreiben.

Mit „Aheym", das er für das Kronos-Quartett schrieb, hatte Dessner 2009 seinen Durchbruch in der Klassikwelt. Ein Jahr später erschien „High Violet", das Album, das The National den Weg in Richtung Rockstar-Sein ebnete. In beiden Welten ist Dessner unterwegs, seit er jung war. Als Siebenjähriger begann er klassischen Flötenunterricht, nachdem seine Eltern ihm auf einem Jahrmarkt eine Spiel-Fife gekauft hatten.

Der kleine Bryce, der in seiner Familie mit seinem Zwilling immer im Doppelpack gesehen wurde, hatte mit der wöchentlichen Musikstunde endlich etwas Eigenes. „Es war wortwörtlich die einzige Zeit in meiner Kindheit, die ich alleine mit meiner Mutter verbrachte", erzählt er. Und dass er sich bis heute an den Blickkontakt mit ihr während der Stunden erinnert sowie an die gemeinsamen Autofahrten zum Unterricht.

Als Bryce dann mit 18 zum Studium der klassischen Gitarre nach Yale ginge, trennten sich erstmals die Wege der Brüder – allerdings nicht für lange. Irgendwann holte Aaron seinen Bruder zu The National. „Aaron und ich haben so eine Art telepathische Gehirnverbindung, wenn wir spielen." Die musikalischen Bewegungen – zum klassischen The-National-Sound gehören die variierende Repetition, die B-Tonart, das extrem virtuose Schlagzeug und die Tendenz zum Anschwellenden – entstünden einfach zwischen ihnen. „Ich sage nicht, dass andere das nicht spielen können. Aber es wäre schwerer für sie."

Diese Verbindung zu seinem Bruder ist eine Quelle, aus der Dessner geradezu unerschöpfliche Kreativität schöpft – aber auch die zu seiner drei Jahre älteren Schwester Jessica. Im Juni hat er sie mit nach Berlin gebracht, sie liest auf der Bühne im Konzerthaus Gedichte und zeigt ihre Zeichnungen, während Kobekina sie auf dem Cello begleitet. Im Bühnengespräch sagt Dessner dann, dass Jessica eigentlich schon immer die zentrale Person für sein künstlerisches Dasein gewesen sei. „Meine Kunst ist zutiefst von ihr inspiriert und beeinflusst." Und wieder macht er ganz selbstverständlich jemand anderem auf der Bühne Platz.

Seine Schwester Jessica bezeichnet er als sein Vorbild

Im Hotel Michelberger erzählt Dessner, wie Jessica gegen das Vorort-Cincinnati, wo die Familie lebte, aufbegehrte: „Sie war eine Renegatin, sie hat uns Auswege gezeigt." Das Cincinnati der Achtzigerjahre sei ein gefährlicher Ort gewesen, sagt er: „Es gab viele schlechte Wege, die ein Leben hätte nehmen können", von den Jungs, mit denen er zur Schule ging, lebe die Hälfte heute nicht mehr. Jessica aber malte, tanzte, schrieb, zeigte ihren kleinen Brüdern den Punk und dass Kunstmachen das Wichtigste ist. Sobald sie konnte, verließ sie Ohio für New York City. Und die beiden Brüder gingen, sobald wiederum sie konnten, so schnell wie möglich hinterher.

Auf Jessicas Dachboden nahmen The National einen Teil des „Boxer"-Albums von 2005 auf. „Fake Empire", das Lied, das Barack Obama später in seiner Kampagne spielte, ist auch auf diesem Album. Auch deshalb gelten The National als die Musiker des guten, gebildeten, selbstkritischen, liberalen Amerika. Im Jahr 2016 unterstützten sie die Kampagne von Hillary Clinton. Ausdrücklich politisch sind ihre Songs aber nicht, und inzwischen, sagt Bryce Dessner, sei er wie so viele andere von der eigenen Wut auf Donald Trump geradezu ausgebrannt.

2016, rund um die Wahl, war er mit seiner heutigen Frau, der Sängerin Mina Tindle, nach Frankreich gezogen, wo er „ein bisschen wie ein Grizzlybär" lebt, bis heute. „Während der ersten Trump-Administration war ich einfach vier Jahre lang depressiv und nachrichtensüchtig." Heute sagt er, breche ihm seine Heimat oder das, was dort politisch passiert, einfach nur das Herz, aber das Geschehen entzieht sich seinen Erklärungsversuchen. „Es ist, als hätte es einen kosmischen Bruch im Inneren des Landes gegeben, ich erkenne es nicht mehr."

Natürlich werde er auch bei der nächsten Wahl wieder versuchen, sich zu engagieren. Aber auch im Angesicht des momentanen Ausgreifens der KI-Industrie, sagt Bryce Dessner zum Schluss noch, gehe es ihm derzeit vor allem darum, eine Menschlichkeit zu leben, die sich in bestimmten Tätigkeiten ausdrücke: in der Natur sein, ein Instrument in die Hand nehmen, den eigenen Ausdruck zu finden. „Musik, das ist die große, kollaborative Kunst, es geht immer darum, gemeinsam mit anderen etwas zu schaffen." Was sonst soll die Welt retten? Oder zumindest die Seelen, die in ihr leben und spielen wollen.